

Darum wird dieses Heimweh nach einer glücklichen Zukunft in jedem Menschenherzen seine Heimstätte bewahren, solange dieses Herz in der Menschenbrust schlägt. Im tiefsten Grunde ist unser Wünschen und Hoffen das Heimweh nach Gott, das er in das Menschenherz unauslöschlich eingeschaffen hat. Je edler der Mensch, je mehr er sich dem Guten zuwendet, desto schmerzlicher fühlt er die Enge und Unzulänglichkeit des irdischen Exils und desto stärker wächst in seinem Herzen das Heimweh nach der ewigen Heimat.

Keiner von uns Deportierten wäre im bolschewistischen Russland freiwillig geblieben, auch dann nicht, wenn das Hungertuch und der Stacheldraht für immer verschwunden wären. Leider aber gibt es viele Leute, die sich in diesem Tränental der Erde, falls sie nicht mit Leiden und Nöten heimgesucht werden, pudelwohl fühlen. Manche, die mit Gesundheit und Glücksgütern reichlich bedacht sind, lassen in ihrem Herzen das edle Heimweh zur Dystrophie verkümmern. Das tun sie mit riskanten Mitteln: Mit Hab- und Genußsucht, mit Wollust und sinnlicher Gier. Können diese Dinge das hergeben, was das Menschenherz in Wahrheit ersehnt? Es ergeht ihnen so wie es der Dichter Goethe in seinem Werk dem Dr. Faust in den Mund legt: "So taumle ich von Begierde zum Genuss, und im Genuss verschmachtet ich nach Begierde!"

Goethe selbst brauchte in seinem Leben nicht die Härte des Tränentals so zu spüren wie die Russlanddeportierten. Er war begabt, berühmt, wurde Minister und geadelt, hatte ein fürstliches Einkommen und war durch viele Jahre ein Frauenschwarm. Hätte er da nicht zu seinem Leben sagen können: "Verweile doch, du bist so schön"!? Er sagte es nicht. Aber im Alter von 75 Jahren erklärte er: "Ich wurde stets als Mann gepriesen, dem das Glück besonders hold ist. Ich aber kann sagen, dass ich während meiner 75 Jahren nicht vier Wochen lang glücklich war". Man kann das Tränental der Erde nicht zur alles ersehnten Heimat umschaffen.

Das erfuhr auch der Dichterphilosoph Friedrich Nietzsche leidvoll am eigenen Leibe. In seinem Übermut schrieb er: "Gott ist tot! Es lebe der Übermensch!" Doch sehr bald ertönte erschütternd seine Klage: "Ach, wohin soll ich mit meinen Wünschen? Von jedem Berge forsche ich nach einem Vaterhaus und Mutterhaus. Doch fand ich nirgends eine Heimat. Wo ist mein Daheim? Ich frage, ich forsche und forschte. Doch fand ich es nicht. O ewiges Überall, o ewiges Nirgends, o ewiges Umsonst!" So wird es letztlich jedem ergehen, der dieses irdische Exil der ewigen, von Gott verheißenen Heimat vorzieht. - Im hl. Augustinus erwachte noch rechtzeitig das Heimweh nach der wahren Heimat. Er fand sie. Rückblickend auf die vergehenden Jahre klagte er: "Ach, dass ich Dich so spät erkannte!" Versetzen wir unser edles Heimweh nicht in einen Dornröschenschlaf. Nur so kann sich die Hoffnung des Liedes an uns erfüllen: "Wer Heimweh hat, kommt bald nach Haus!"

Ignaz Bernhard Fischer

Glaubensbote

Juni 2007
18. Jahrgang Nr. 427
Röm. Kath. Pfarramt
Temeswar-
Elisabethstadt

10. Sonntag im Jahreskreis

WER GLAUBT, ZITZT NICHT

"Es kam ein Mann, von Gott gesandt, sein Name war Johannes!" Mit diesem Zitat aus dem Johannesevangelium unterstrich Kardinal Suenens die Bedeutung des kurz zuvor verstorbenen Papstes Johannes XXIII. für die Kirche. Es war eine Sensation, als Ende Oktober 1958 der in der Weltkirche unbekannt Patriarch von Venedig Angelo Roncalli im Alter von 77 Jahren zum Papst gewählt wurde. Die Welt- presse war sich einig: Nach dem autoritären Papst Pius XII. kann dieser unbekannt alte Mann nur ein "Übergangspapst" sein. Das war eine totale Fehleinschätzung. Der Neugewählte erwies sich nicht als ein "Verlegenheitspapst". Er wurde zum Vorreiter der Kirche in die moderne Zeit.

Woher kam er? Er wurde 1881 im norditalienischen Dörfchen Sotto il Monte als Sohn eines armen Bauern geboren, der sechs Kühe und einige steinige Felder besaß. Der Papst sagte einmal: "Die Italiener ruinieren sich mit Vorliebe auf dreierlei Art: Durch Frauen, durch das Spiel oder durch die Landwirtschaft. Mein Vater wählte die mühseligste Art des Ruins, den Ackerbau." Angelo war kein hervorragender Schüler. Als junger Priester übte er Toleranz gegenüber Mischehen und arbeitete mit engagierten Laienorganisationen zusammen. Das erschien der Kurie in Rom verdächtig. So entfernte sie ihn auf elegante Art von seinem Arbeitskreis, indem sie ihn auf den unbedeutendsten diplomatischen Posten nach Bulgarien und in die Türkei sandte. In Bulgarien kam Roncalli eng mit der orthodoxen Kirche in Berührung und erkannte, dass auch diese Kirche mit ihren fremdartigen Riten ein sicherer Weg zu Gott sei. Das öffnete sein Herz für die Ökumene. In der laizistischen Türkei unter Atatürk begriff Roncalli, dass der Verlust von Privilegien und staatlichen Schutzmechanismen nicht immer ein Nachteil, sondern auch eine Befreiung von Vormundschaft sein kann. Die Kirche dürfe sich nicht in ein Getto einschließen, sie müsse zum Dialog herausfordern. Unzähligen Juden verhalf er zur Ausreise nach Palästina. "Sie sind Verwandte Jesu", sagte er.

Mit 63 Jahren wurde der bisher verkannte Roncalli zum Nuntius nach Paris berufen und mit 71 Jahren zum Patriarchen von Venedig ernannt. Nach seiner Wahl zum Papst löste der "Übergangspapst" in der katholischen Kirche einen Erdbeben aus. Die Kirche schien mit ihrer strikten Abgrenzung gegenüber anderer Glaubensgemein-

schaften ein unbeweglicher Felsblock zu sein. Das wollte Johannes XXIII: ändern und erklärte: "Die Kirche ist nicht dazu da, um ein Museum zu hüten, sondern einen blühenden Garten voll Leben zu pflegen." Er ging mit gutem Beispiel voran und pflegte menschenfreundlichen Umgang. Die drei vorgeschriebenen Kniebeuge bei Audienzen schaffte er ab, kümmerte sich um die Anliegen der Vatikanangestellten und erhöhte kräftig ihre Löhne. Am ersten Heiligen Abend seiner Amtszeit besuchte er unangemeldet das Kinderkrankenhaus "Bambino Gesù" und feierte mit den begeisterten Kindern. Zu einem blinden Jungen sagte er: "Wir sind alle manchmal blind. Vielleicht wird dir geschenkt, dass du mehr sehen kannst als die andern." - Tags darauf besuchte er das Gefängnis "Regina coeli". Er lüftete höflich sein Käppchen und begrüßte die Häftlinge: "Ihr konntet nicht zu mir kommen, also bin ich bei euch!" Ausdrücklich bat er, die Zellen der Mörder zu öffnen mit der Begründung: "Auch sie sind Kinder Gottes!"

Es war eine große Überraschung, als er eines Tages ein Konzil ankündigte. Sogar die nächsten Mitarbeiter fragten: "Wozu ein Konzil?" Der Papst öffnete das Fenster und sagte: "Wir brauchen frische Luft!" Es ging bei diesem Konzil nicht um die Rettung von Besitzständen und um die Abwehr vermeintlicher Irrtümer, sondern um die Erneuerung der Kirche in einer gewandelten Welt, um den Dialog mit den Herausforderungen der Zeit und um die Annäherung der getrennten Konfessionen. Der Papst gab dieser Notwendigkeit die Bezeichnung "Aggiornamento", auf Deutsch: "Vieles auf die heutige Zeit abstimmen." So manche Befürchtungen wurden laut, es könnte manches im Konzil schief laufen. Doch der Papst winkte ab und sagte: "Wer glaubt, zittert nicht!" Mit diesen Worten charakterisierte er treffend seine eigene Lebenseinstellung.

Am 11. Oktober 1962 nahm das Konzil seine Arbeit auf. Es gab viele heiße Diskussionen. Unser jetziger Papst Benedikt XVI., damals ein junger Theologe, nahm als Berater des Kölner Kardinals Frings am Konzil aktiv teil. Während der ersten Sitzungsperiode wurde die Liturgiereform beschlossen und vom Papst approbiert. Jetzt feiern wir unsere Gottesdienste in erneuerter Form in der Muttersprache. Der Papst war ein demütiger Mann. Ein Bischof beklagte sich, dass er wegen der großen Verantwortung nachts nicht schlafen könne. Der Papst tröstete ihn: "Mir erging es genau so in den ersten Wochen meines Pontifikats. Das sagte mir im Wachtraum ein Engel: "Giovanni, nimm dich nicht so wichtig." Seitdem kann ich gut schlafen."

Ihm war es nicht beschieden, das Konzil zu Ende zu führen. Eine schwere Krankheit warf ihn aufs Sterbebett. Er starb am 3. Juni 1963. Papst Johannes Paul II. sprach ihn neulich selig. Er ist der mutige Vorreiter der Kirche in die moderne Zeit. Berherzigen wir seine Devise: "Wer glaubt, zittert nicht!" Ignaz Bernhard Fischer

DAS EDLE HEIMWEH

Als wir im Januar 1945 in die damalige Sowjetunion deportiert wurden, erfüllte sich an uns, was der Dichter Ludwig Uhland in seinem Gedicht "Schwäbische Kunde" so plastisch ausgedrückt hatte: "Dasselbst erhob sich große Not; viel Steine gab's und wenig Brot!" Steintrümmer von den zerstörten Fabriken gab es in Überfluss, aber viel zu wenig Brot. Bald wurden wir zu Dystrophikern. Darüber hinaus erfasste uns alle, ohne Ausnahme, ob schwach oder stark, ob Mann oder Frau, eine Krankheit, gegen die in Russland kein Kraut gewachsen war: Die Krankheit des Heimwehs. Gegen diese Krankheit hätte uns nur eine einzige Arznei wirksam helfen können: Heimatluft! Aber wie nach Hause kommen? Sklavenhalter bewachen ihre menschlichen "Arbeitsmaschinen" mit besonderer Sorgfalt. Einige Waghalsige versuchten es mit der Flucht, sie wurden aber gefangen und ins Lager zurückgebracht.

Eines Tages wurde ein Krankentransport für die Heimfahrt der Betroffenen zusammengestellt. Da ging so manchem "Gesunden" ein Licht auf. Um heimzukehren, muss man krank werden. Und wenn man es nicht ist, muss man sich krank machen. Es gab eine Möglichkeit. Man mischte in die tägliche Wassersuppe zusätzlich Salz und trank auch, Wasser mit Salz gewürzt. Die Superschlaunen handelten so. Bald zeigte sich der Erfolg. Füße und Wangen schwellen auf. Sie machten sich krank, in der Hoffnung, mit dem nächsten Krankentransport in die Heimat zurückkehren zu können. Manche hatten tatsächlich Glück. Andere überschätzten ihre Widerstandskraft und starben bevor wieder ein Krankentransport fällig war. Sie hatten eben nicht das Glück, das der tote Jüngling im Evangelium hatte, den Christus wieder zum Leben erweckte. Zu ihnen kam kein Totenerwecker. Ihr Ziel war ohne Zweifel gut: Sie wollten in die Heimat zu ihren Lieben, nur die Mittel, die sie anwandten, waren sehr riskant. So erreichten sie gerade das Gegenteil von dem, was sie so sehnlichst erstrebten: Statt Heimfahrt - ein Grab in fremder Erde!

Alle Erdenbewohner gleichen irgendwie den ehemaligen Russlanddeportierten. Mit Recht sagt die Hl. Schrift: "Wir sind Pilger und Fremdlinge wie unsere Väter!" Und wenn wir im "Salve Regina" beten: "Zu Dir rufen wir verbannte Kinder Evas, zu Dir seufzen wir trauernd und weinend in diesem Tale der Tränen", so drücken wir damit nur die Wirklichkeit unseres Daseins aus. Wir sind Deportierte, wir sind Exilanten. Das zeigt sich doch in all unserem Wünschen und Hoffen. Sind wir mit unserer gegenwärtigen Lage zufrieden? Nein. Wir wünschen uns eine Zukunft, in der wir von allen Krankheiten, Brotsorgen, Nöten, Gefahren und Leiden befreit sind und geliebt werden. Kein Politiker und auch nicht der bestgesinnte Machthaber kann diese Wünsche, diese Hoffnungen, erfüllen. Und selbst wenn sie das könnten, eines würde immer unrealisierbar bleiben: Dem Glücklichen sein ewige Dauer zu verleihen!